

Zeitschrift: Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz

Herausgeber: Franz Otto Schmid

Band: 4 (1909-1910)

Heft: 20

Artikel: Der junge Schumann

Autor: Wendriner, Karl Georg

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-748175>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

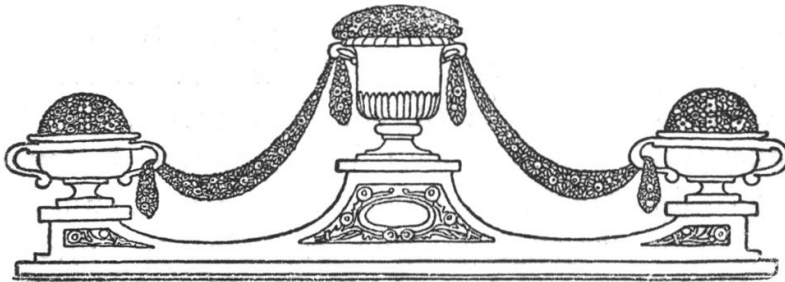
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 31.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

und belastend finden und die Gebundenheit lösen. Sie wird das Talent in den Mittelpunkt ihrer Fürsorge setzen und durch die Erkenntnis des Menschen als die wahre Wertquelle eine soziale Kunst als Grundlage der Volkswirtschaft entwickeln, die in keiner Diskussion mehr steht, weil sie als die notwendige und selbstverständliche Funktion des Volkes erkannt sein wird. Mag auch der höchste und äußerste Gipfel der künstlerischen Offenbarungskraft nicht im Verstandes- oder Gefühlsbereich aller Menschen liegen, so wird immerhin in einer Volkswirtschaft des Talents, da die soziale Kunst die Grundlage der Volksbetätigung bildet, jedes Ding und jegliche Gestaltung des Alltags das Verlangen nach Schönheit, Trefflichkeit und künstlerischer und menschlicher Gesittung verkörpern, so daß auch das Nächstliegende und Alltägliche eine Stufe bildet auf der Weiter zur höchsten Offenbarung des Genies.

Die Kräfte, die solchen Umschwung herbeiführen, liegen im Schoß unserer Zeit, wie unfruchtbar sie auch scheinen mag. Die wahre Wertquelle ist eine so elementare Naturgewalt, daß sie auch die stärksten Widerstände nicht hemmen, sondern ihre Explosivkraft eher noch verstärken wird. Die Zeichen mehren sich.



Der junge Schumann.

Zu seinem hundertsten Geburtstage am 8. Juni 1910.

Von Karl Georg Wendriner.

Wenn man die Kunst Franz Schuberts ganz verstehen will, der am Anfang der Entwicklung des deutschen Liedes im neunzehnten Jahrhundert steht, einleitend und zugleich alle Elemente der Fortbildung schon in sich fassend, muß man in Wien über die Türkenschanze durchs Währing gehen, wo die Felder in weichen Linien vom Kahlenberg nach der blauen Donau niedersinken, wo in jedem Gasthaus ein Kranz zum „Heurigen“ einladet und wo verwaist der wunderbar stimmungsvolle Kirchhof liegt, der den Schöpfer der „Winterreise“ zu einem seiner schönsten Lieder begeistert hat. Aus dieser Natur begreift man die Lebens-

freude und Weichheit, die Sinnlichkeit und oft so tiefe Melancholie des Wienerers. So waren einst Mozart und Schubert, so sind in unsern Tagen Schnitzler, Hofmannsthal und Beer-Hoffmann.

Um aber Robert Schumanns Töne zu würdigen, der als erster bedeutender Nachfolger Schuberts das Lied auf einen neuen Gipfel führte, braucht man sich nicht die Orte zu vergegenwärtigen, in denen er lebte, sondern man muß die Zeit verstehen, von deren Hintergrunde sich seine Entwicklung abhebt, man muß die Menschen kennen, welche ihn auf den entscheidenden Strecken seines Lebensweges begleitet haben. Schuberts Musik ist die allerunmittelbarste. Schumanns Genie aber verlangt ebenso die Kenntnis des Menschen und des Schriftstellers wie des Komponisten. Die Tonwerke des Schöpfers der Zyklen „Frauenliebe und Leben“ und „Dichterliebe“, vor allem seine Lieder, aber auch seine Symphonien, seine Chorwerke („Das Paradies und die Peri“, „Der Rose Pilgerfahrt“ und „Szenen aus Goethes Faust“), seine Ouvertüren und seine Kompositionen für Klavier allein sind heute der köstliche Besitz aller musikalisch empfindenden Menschen. Hier aber soll von Schumanns literarischen Arbeiten und besonders von seinen herrlichen Briefen gesprochen werden, die noch viel zu wenig bekannt sind. In ihnen spiegelt sich sein Leben ebenso klar und rein wieder wie in seinen Kompositionen, sie sind die besten Kommentare seiner Tonwerke¹⁾. „Ich mag den Menschen nicht,“ hat Schumann selbst in einer seiner Kritiken gesagt, „dessen Leben mit seinen Werken nicht in Einklang steht“. Wie all seine kritischen Äußerungen war auch dieses Wort ein Selbstbekenntnis.

Am 8. Juni 1810 wurde Robert Schumann in Zittau als Sohn des Verlagsbuchhändlers und Schriftstellers Friedrich August Gottlob Schumann geboren. Seine Jugend steht im Zeichen der Romantik. Von entscheidender Bedeutung wurde für seine ganze Entwicklung die Kunst Jean Pauls. Noch 1828 nahm der Dichter der „Flegeljahre“ den ersten Platz in seinem Herzen ein, er stellte ihn über alle, mußte aber zugleich bekennen, daß er Goethe noch nicht verstehe. Wiederholt hat er in Bayreuth alte Mütterchen und sogar die Witwe Jean Pauls aufgesucht und sich von dieser von seinem geliebten Dichter erzählen lassen. „Wenn die ganze Welt Jean Paul läse, so würde sie bestimmt besser, aber unglücklicher — er hat mich oft dem Wahnsinn nahegebracht, aber der Regenbogen des Friedens und der menschliche Geist schwebt immer sanft über alle Tränen und das Herz wird wunderbar erhoben und mild verklärt.“ Später erst hat er die ganze Größe des Dichters des „Westöstlichen Diwan“, den er besonders liebte, empfunden. „Was hab' ich doch Goethen zu verdanken!“ bekannte

¹⁾ Sehr hübsch ist die soeben erschienene Sammlung: „Der junge Schumann. Dichtungen und Briefe“. (Insel-Verlag, Leipzig.)

er im Todesjahr des Olympiers der Mutter. Uns Nachgeborenen will es nicht als ein Zufall erscheinen, daß Schumanns erster uns erhaltener Brief aus demselben Jahre 1827 stammt, in dem Heines „Buch der Lieder“ erschien, dessen schönsten Gedichten er den Zauber seiner unvergänglichen Töne verlieh. Die Briefe des Komponisten zeigen deutlich die enge Verwandtschaft dieser beiden Künstler. Sie sind erfüllt von Traumbildern und Gleichnissen, die zwanglos an Heine erinnern. „Wär' ich das Lächeln,“ ruft er in einem Briefe aus, der einem Freunde sein verliebtes Herz enthüllt, „ich wollte um ihre Augen fliegen, wär' ich die Freude, ich wollt' ihr durch alle Pulse hüpfen: ja! dürfte ich eine Träne sein, ich wollte mit ihr weinen, und wenn sie dann wieder lächelte, da wollte ich gerne auf ihrer Wimper sterben und gerne — gerne nicht mehr sein.“ Lebhaft gemahnt auch das bewußte Zerreißen der Stimmung an den Dichter der Nordseebilder. So erzählt Schumann von einer Dilettantenaufführung in einem Dorfe: „Als Walter die Stelle deklamierte: „nur der Irrtum ist das Leben, und das Wissen ist der Tod“ — verlangte eben ein Bauer mit wahrer Stentorstimme Wurst und Sauerkraut.“ Romantisch ist seine Liebe zur Natur, die seine Seele am schönsten beten und alle Gaben heiligen lehrte, die ein höheres Wesen uns gab, und die Art seiner Schilderung der ihn umgebenden Täler, Berge und Wälder: „eine Reihe von blauen Nebelbergen zog im Osten sich um den Horizont: im Westen sank die Sonne unter: der ganze Tempel der Natur lag weit und breit vor den trunkenen Augen: wie eine Thetis hätte ich in diese Blumenströme fliegen und versinken mögen.“ So unplastisch, aber voll satter Stimmung haben auch die Tieck und Novalis, die Eichendorff und Heine ihre Naturbilder gezeichnet.

Dieser romantischen Form der Briefe und Kritiken Schumanns, die fast alle kleine, in sich abgeschlossene Dichtungen sind, entspricht durchaus ihr seelischer Inhalt. „Daß ich kein praktischer Mensch bin,“ gesteht er als Zwanzigjähriger der Mutter, „fühl' ich hie und da, und eigentlich ist niemand daran schuld als der Himmel selbst, der mir eben wieder Phantasie gab, um die dunklen Stellen der Zukunft zu ordnen und zu kolorieren.“ In der Wirklichkeit hat sich dieser Neuromantiker nie glücklich gefühlt, die Erinnerung erschien ihm als „der Würgengel der Gegenwart“, die Gegenwart als „der neckende Affe der Vergangenheit“. Das Studentenleben in seiner „Niedrigkeit“ ekelte ihn ebenso an wie der Verkehr in Familien. „Ich befinde mich schlecht unter Menschen, die mich nicht verstehen und die ich nicht lieben kann.“ Er wurde „zermartert von diesem winzigen Leben und seinen erbärmlichen Menschen“. Auf der Straße Venedigs überfällt ihn plötzlich der Gedanke: „von allen diesen Menschen, die an dir vorübergehen, ist jetzt keiner so freudenleer als du, als du!“ Als junger Student schon klagte er: „ich stehe auf den Ruinen meiner eingesunkenen Luftschlösser und meiner Träume und blicke weinend in den düstern Himmel der

Gegenwart und der Zukunft“. Am deutlichsten charakterisieren diese im Jahre 1828 niedergeschriebenen Worte seine Seelenstimmung: „Ist man im Vaterlande, so sehnt man sich hinaus, ist man im fremden Lande, so denkt man wehmütig an die geliebte Heimat. Und so ist's durchaus im menschlichen Leben: das Ziel, das man einmal erstrebt hat, ist kein Ziel mehr: und man zielt und strebt und sehnt sich, immer höher, bis das Auge bricht und die Brust und die erschütterte Seele schlummernd unter dem Grabe liegt.“

Es war das große Glück in Robert Schumanns Leben, daß ihn immer die Liebe außerordentlicher Frauen umgab und einen Mantel von Zärtlichkeit und Güte um ihn hing, der ihn schützte gegen die schlimmsten Härten und Häßlichkeiten der realen Welt. Über der Jugend des Komponisten leuchtet die wundervolle Gestalt seiner alles verstehenden Mutter; dem Manne wurde die Künstlerin Clara Wieck die ihm vom Schicksal vorausbestimmte Gattin und Gefährtin. Über die Mutter hat Schumann selbst all den Glanz seines an Liebe so überreichen Herzens gegossen. In einem schönen Briefe hat er ihr nach seinem Fortgang aus dem Mutterhause — den Vater hatte er frühzeitig verloren — gedankt: „Der Vater schlummert schon: Dir, meine teure Mutter, bin ich nun um so mehr schuldig: ich habe die Schuld für ein mir glücklich bereitetes Leben, für eine heitere, wolkenlose Zukunft Dir allein abzutragen. Möchte das Kind sich dieser Schuld würdig finden und zeigen, daß es die Liebe einer guten Mutter ewig, ewig durch tugendhaften Lebenswandel erwidert. Möchtest Du aber auch, wie immer, mir eine gute, verzeihende Mutter sein, eine milde Richterin des Jünglings, wenn er sich vergangen, und eine schonende Ermahnerin, wenn er zu sehr aufbrauste, und tiefer in die Labyrinth des Lebens sinken sollte.“ Er hat der Mutter selbst gestanden, daß er ihr nichts verschweigen könne, nicht einmal den Namen seiner Geliebten, und noch wenige Jahre vor ihrem Tode (13. Februar 1836) hat er ihr zugerufen: „Wie ein guter Genius stehst Du jetzt stets vor mir, im Wachen wie im Träumen immer mild, liebend und wie durch Jugend verklärt. Glaubst Du, daß ich fast täglich von Dir träume und fast immer schön?“

„Ein gütiges Geschick hat die Sonne seiner Kindheit und Jugend nicht untergehen lassen, ehe Clara, das neue Gestirn, am Himmel aufgezogen war.“ Clara Wieck war die Tochter von Schumanns Leipziger Klavierlehrer Friedrich Wieck, einem ausgezeichneten Musikpädagogen, dessen Töchter, besonders Clara, schon als Kinder berühmte Virtuofinnen waren. Dem dreizehnjährigen Mädchen schrieb Schumann in dem ersten erhaltenen Briefe an sie im Februar 1832: „Ich denke oft an Sie, nicht wie der Bruder an seine Schwester oder der Freund an die Freundin, sondern etwa wie ein Pilgrim an das ferne Altarbild.“ Wie Clara ihm damals erschien, ersieht man aus einem Briefe an die Mutter, die schon in den

Zwickauer Kindertagen zu dem Mädchen gesagt hatte „Du mußt einmal meinen Robert heiraten“: „Clara, die wie immer innig an mir hängt, ist die alte — wild und schwärmerisch — rennt und springt und spielt wie ein Kind und spricht wieder einmal die tiefsinnigsten Dinge. Es macht Freude, wie sich ihre Herzens- und Geistesanlagen jetzt immer schneller, aber gleichsam Blatt für Blatt entwickeln. Als wir neulich zusammen von Connewitz heimgingen — — — hörte ich, wie sie für sich sagte: „O wie glücklich bin ich! wie glücklich!“ Wer hört das nicht gern! — Auf demselben Weg stehen sehr unnütze Steine mitten im Fußsteig. Wie es nun trifft, daß ich oft im Gespräch mit andern mehr auf- als niedersehe, geht sie immer hinter mir und zupft an jedem Steine leise am Rock, daß ich ja nicht falle. Einstweilen fällt sie selbst darüber.“ Wie teuer ihm Clara war, beweisen am deutlichsten seine an sie gerichteten Worte beim Tode seiner Mutter: „Hinter allem Dunkel steht immer Dein blühendes Bild, und ich trag alles leichter. . . . Du wirst mittragen, mitarbeiten, Freud' und Leid mit mir teilen wollen. . . . Wir sind vom Schicksal schon für einander bestimmt, schon lange wußt' ich das, aber mein Hoffen war nicht so kühn, Dir es früher zu sagen und von Dir verstanden zu werden. . . . Am Ende kannst Du mich gar nicht lesen, — nun dann wisse nur, daß ich Dich recht unsäglich liebe.“

Erst nach langen Kämpfen hat Schumann am 12. September 1840 die Geliebte als sein Weib heimführen können. Fast noch heißer und qualvoller war sein Ringen um seine musikalische Laufbahn. Schon dem Knaben war die Musik eine „himmlische Trösterin“, und eine Beethovensche Symphonie versöhnte sein Herz mit dem strengen Schicksal. Die pekuniäre Lage der Mutter aber zwang ihn, zuerst in Leipzig, dann in Heidelberg Jurisprudenz zu studieren. In diesen Jahren war ihm sein Flügel die einzige, schönste Erinnerung an seine Knaben- und Jünglingsjahre. Seine Sehnsucht, Klavier zu spielen, war oft so groß, daß er in Frankfurt einmal zum ersten besten Instrumentenhändler ging, sich für den Hofmeister eines jungen englischen Lords ausgab, der einen Flügel kaufen wollte, und so drei Stunden lang musizierte. Sein ganzes Leben war „ein zwanzigjähriger Kampf zwischen Poesie und Prosa, oder nenn' es Musik und Jus“. Endlich, im Juli 1830, trat Schumann entschlossen vor die Mutter hin und zeigte ihr seinen neuen Weg, den Weg zur Kunst. Schon im Jahre vorher hatte er ihr geschrieben: „Doch glaube mir, hätte ich jemals etwas auf der Welt geleistet, es wäre in der Musik geschehen; ich habe in mir von jeher einen mächtigen Trieb für die Musik gefühlt, auch wohl schaffenden Geist, ohne mich zu überschätzen. Aber — Brotstudium! — die Jurisprudenz verknorpelt und vereißt mich noch so, daß keine Blume der Phantasie sich mehr nach dem Frühling der Welt sehnen wird.“ Jetzt aber warf er das verhaßte Studium entschlossen hinter sich und ging nach Leipzig zu-

rück zu Friedrich Wieck, um seine Studien zu beenden: „Ich bleibe bei der Kunst, ich will bei ihr bleiben und muß es. Ich nehme ohne Tränen von einer Wissenschaft Abschied, die ich nicht lieben, kaum achten kann. Ich blicke aber auch nicht ohne Furcht auf die lange Bahn hinaus, die zum Ziele führt, das ich mir jetzt vorgesteckt habe.“ Schon 1831 lag Schumanns erste Komposition gedruckt vor, die Abeggvariationen. Jetzt sah es „glücklich und sommerlich“ in ihm aus, sein „ganzer Herzenshimmel“ hing ihm voll Hoffnungen und Ahnungen, und nur selten quälte ihn der Gedanke an die Mutter. „Verdienst du auch diese Freude,“ fragte er sich dann selbst, „da zu Haus deine Verwandten von Zweifeln über deine Zukunft vielleicht unsäglich gedrückt sind?“

Aus pekuniären Gründen wurde Schumann zuerst Kritiker. Er gründete 1834 die „Neue Zeitschrift für Musik“, die er zehn Jahre lang redigierte. Seine Aufsätze wurden von grundlegender Bedeutung für die Entwicklung der europäischen Musik. Hier zeigte er die Bedeutung Webers und Franz Schuberts und die Unvergleichlichkeit Beethovens: „Was liegt in diesem Wort: schon der tiefe Klang der Silben wie in eine Ewigkeit hineintönend. Es ist, als könne es kein anderes Schriftzeichen für diesen Namen geben.“ Sein besonderes Verdienst bleibt die Entdeckung Chopins, dessen opus 2 er mit diesen, seither weltberühmten Worten ankündigte: „Hut ab, ihr Herren, ein Genie.“ Mit dieser Kritik eröffnete Schumann später die Sammlung seiner „Schriften über Musik und Musiker“. Mit einer Entdeckung begann er seine Tätigkeit als Kritiker, mit einer Entdeckung beendete er sie: im Oktober 1853, wenige Monate vor seinem geistigen Zusammenbruch hat er Johannes Brahms als den Auserwählten begrüßt, „der den höchsten Ausdruck der Zeit in idealer Weise auszusprechen berufen ist . . . Seine Zeitgenossen begrüßen ihn bei seinem ersten Gang durch die Welt, wo seiner vielleicht Wunden warten werden, aber auch Lorbeeren und Palmen; wir heißen ihn willkommen als starken Streiter.“

Die letzten Worte dieser letzten Kritik Robert Schumanns lauten: „Schließt, die ihr zusammengehört, den Kreis fester, daß die Wahrheit der Kunst immer klarer leuchte, überall Freude und Segen verbreitend!“ Sein Jugendtraum war die Gründung des Davidsbundes gewesen, der kämpfen sollte gegen die drei Erzfeinde unserer und aller Kunst: gegen die Talentlosen, gegen die Duzendtalente, gegen die talentvollen Vielschreiber. Heute wie damals: „Versammelte Davidsbündler, d. i. Jünglinge und Männer, die ihr totschlagen sollet die Philister, musikalische und sonstige, vorzüglich die längsten!“, so beginnt eine Fastnachtsrede von Florestan.

Die Gründung eines neuen Davidsbundes wäre die schönste Feier zum hundertsten Geburtstage Robert Schumanns!